

UWE TIMM

GÜNTER HERBURGER ODER DIE EINSAMKEIT DES LANGSTRECKENLÄUFERS

Im letzten Sommer bereitete ich mich auf eine Kafka-Diskussion vor und hatte mir Zitate wie dieses herausgeschrieben: »Die Krähen behaupten, eine einzige Krähe könne den Himmel zerstören. Das ist zweifellos, beweist aber nichts gegen den Himmel, denn Himmel bedeuten eben: Unmöglichkeit von Krähen.«

Wie sonderbar. Warum diese Pluralbildung von bedeuten? Oder ist gemeint, ihn, »den Himmel bedeuten«, als eine Sinnzuschreibung? Oder ist es ein Schreibfehler? Aber unkorrigierte Schreibfehler sind bei Kafka selten. Hin- und hergehend und über diesen merkwürdigen, in den Nachgelassenen Schriften, Band 2, gefundenen Satz grübelnd, zog ich den Band »Dichter Hand Schrift« aus dem Regal, ein Buch, das ich seit Jahren nicht mehr in der Hand gehabt hatte, schlug es auf, und Zufall oder geheimnisvolle Notwendigkeit, die Seite zeigte ein Foto des vor sieben Jahren gestorbenen Günter Herburger. Er steht neben einem amerikanischen Wagen, leicht angelehnt, die Rechte auf dem Kühler, in einer schwarzglänzenden Jacke. Darunter in leicht verschmierter Schreibmaschinenschrift:

»Etwa 1972 am Berliner Volkspark mit dem Auto: ein Lincoln Mark IV, Ford Division 1959, schlüpferrot, Leergewicht 2,3 Tonnen, Panzerreifen, 330 PS, 251 km/h, 3-Gang Automatik, Turbo Drive, V 8, 5,50 Meter lang, 2 Meter breit, Verbrauch 30 Liter Super plus 1 Liter Salatöl, Antenne, Fenster, 4 weiße Ledersitze sowie das Verdeck elektrisch bewegbar; Selbsterstörung infolge Vergaserbrands bei Ingolstadt auf der Autobahn.

Die schwarze Jacke aus Plastik noch in Besitz, gekauft 1967 in Stockholm, damals wurde dort der schreckliche Zeichentrickfilm ›Yellow Submarine‹ von Edelman in den Kinos gezeigt.«

Und in einer schleifenreichen Handschrift: »Grüße, G. H.«

Statt mit Kafka, über den zu seinem hundertsten Todestag alle Welt sprach, begann ich mich mit dem Allgäuer Herburger zu beschäftigen, wurde beim Wiederlesen in seine Lauf-Bücher »Lauf und Wahn« (1988), »Traum und Bahn« (1994) und »Humboldt. Reise-Novellen« (2001) hineingezogen.

Hin und wieder kam Herburger morgens bei uns vorbei, stieg die vier Treppen zügig hoch, da war er schon zwanzig Kilometer gelaufen, im Sommer, bat um ein Glas Wasser, schien kaum geschwitzt zu haben, saß auf dem Küchenstuhl und erzählte, was er bei dem morgendlichen Lauf oder bei früheren Läufen erlebt und

gesehen hatte, Autotypen, Vögel, Pflanzen, Bäume, Hunde, Menschen, Gespräche mit anderen Läufern, unter denen sich viele Sonderlinge und Nerds fanden.

Herburger, der Vielsprachige, im schwäbischen Isny geboren, hatte in München und Paris Philosophie und Sanskrit studiert, war durch Europa und Nordafrika gereist, hatte in Madrid und Oran gelebt, getrieben von einer Weltneugier, die ihm einen teilnehmenden Blick für das Besondere, Kuriose, Andersartige, von der Norm Abweichende schenkte. Es war das Staunen über die Vielfalt der Welt und der Sprachen

Sein frühes Schreiben umfaßte kurze Erzählungen und in der Zukunft spielende Romane, »Die Messe« (1969) und »Jesus in Osaka« (1970), in dem er den wiedererweckten Jesus in das hochindustrialisierte, kapitalistische Japan kommen läßt. Es folgten etliche Lyrikbände, auch in Broschurform, und Erzählungen, deren eine, »Hauptlehrer Hofer« (1975), zur Schullektüre avancierte und von Peter Lilienthal verfilmt wurde. Die Geschichte eines begeisterten, seiner Zeit um 1900 weit vorausdenkenden Lehrers, der im ländlichen Allgäu mit einer freundlichen, der Aufklärung und der Lust verpflichteten Methode die Bauernkinder unterrichtet. Ein Projekt der Befreiung durch Wissen aus den Zwängen der Arbeit und Armut. Hofer scheitert an der Verstocktheit der Bauern und der Borniertheit der Kleinstadtbürger. Ein genaues, ruhiges Erzählen über die Unwissenheit, über die Armut, über die Selbstgerechtigkeit der kleinstädtischen und bäuerlichen Welt. Herburger schrieb über seinen tragischen Helden: »Der Einzelkämpfer verausgabte sich, irrte umher, und sein Mut verpuffte schließlich zu einem surrealistischen Wölkchen, am Himmel erstarrt als hübsche Malerei.«

Die Geschichte einer kleinen Utopie, die trotz ihres Scheiterns Hoffnung auf Wiederholung in sich trägt, zugleich sprachlich in sanft verhohlener Weise für ein Gelingen steht.

In den siebziger Jahren hat Herburger vier Kinderbücher geschrieben, Wundergeschichten einer antiautoritären Glühbirne. »Birne kann alles« und »Birne kann noch mehr« (1971), »Birne brennt durch« (1975), Pflichtlektüre, wenn man das in dem Zusammenhang sagen darf, der Familien und Kinderläden, die sich um eine nicht oder stark gemindert autoritäre Erziehung bemühten. Später hat er noch »Birne kehrt zurück« (1996) veröffentlicht, aber die kam nicht mehr an – die Zeiten hatten sich verändert, nicht mehr Widerspruch und Protest, sondern Optimierung und Lerneffizienz waren das pädagogische Ziel geworden.

1991 schickte er mir den Roman »Thuja« zu, darin eine Widmung in eleganten steilen Schleifen: »Lieber Uwe, nun ist das lange Buch leider zuende und am Horizont tauchen die traurigen Osterinseln auf. Herzliche Grüße, Günter.«

Vorangegangen waren die Romane »Flug ins Herz«, Band 1 und 2 (1977), und »Die Augen der Kämpfer«, Band 1 (1980) und Band 2 (1983). Mit dem Roman »Thuja« sind es fünf Bände, dichtbedruckte zweitausend Seiten, achtzehn Jahre Arbeit.

In »Thuja« stehen zwei körperlich-geistig beeinträchtigte Kinder im Mittelpunkt, Angela und David. Erzählt wird eine Reise durch die Wirrmis der deutschen Geschichte und Gegenwart, durch die der Kurier eines Geheimbunds geistert, mit zahlreichen Umwegen, Science-fiction-Ausblicken, sonderbaren Käuzen, engelähnlichen Wesen, zimbrischen Dörfern, Hexenverbrennungen, Verbrechern, KZ-Lagern, betörenden Naturbeschreibungen, Müll, Technikbegeisterung, Wissenschaftsdiskursen. Ein Langlauf durch die bundesrepublikanische Gesellschaft.

Die Thuja-Trilogie sollte sein Lebenswerk sein, das mit vielen ambitionierten Lebenswerken nun das Schicksal teilt, nicht gelesen zu werden. Dagmar Ploetz, meine Frau, war eine der wenigen, die alle Bände gelesen und zwei davon in der wöchentlich erscheinenden linken »Deutschen Volkszeitung« besprochen hat. Ein anderer engagierter Herburger-Leser, Helmut Böttiger, beschrieb »Thuja« nachdenklich anerkennend als ein Buch »voller artistischer Sprachschübe, ein wahrer Erzählschungel«. Ich habe mich in dem Dschungel verirrt, aus dem mich auch nicht der Kurier der Geheimorganisation hat herausführen können. Daher kann ich es nicht mit derselben Beherrtheit wie die Lauf-Bücher empfehlen, sage aber ausdrücklich: Nur Mut – wer Lust und Muße hat, in diesen phantastischen Sprachdschungel einzudringen, der geht nicht leer aus.

»Thuja« wurde kein Erfolg, es lag lange in den Buchhandlungen und wurde von engagierten Buchhändlern nicht remittiert, sondern schonend entstaubt und ins Regal gestellt.

Nachdem er die Trilogie abgeschlossen hatte, fiel Herburger in eine tiefe, anhaltende Depression, aus der er sich erst durchs Laufen befreite, Dauerlauf, Jogging, schließlich Marathon, den er in den achtziger Jahren für sich entdeckt hatte, er lief vor der tiefen inneren Dunkelheit davon.

Herburger erzählt in »Lauf und Wahn« (1988) und »Schlaf und Strecke« (2004) von den Vorbereitungen, dem Training, den Anreisen – billig mußte es sein – zu den Marathonläufen nach Kamerun, auf den 4000 m hohen Mount Cameroon, nach Rom, Kairo. Ein Lauf-Ethnologe, der von der Welt, von dem, was am Wegesrand liegt, berichtet, mit seiner Kleinkamera wackelige Aufnahmen macht, zuweilen wegen eines Details zurückläuft, keine Umwege scheut, von marokkanischen Militärstationen, von Schlangenbeschwörern und Magiern, von Kamelen und Eseln erzählt, von dem körperlichen und dem seelischen Schmerz, der sich im Laufdelirium in Lust verwandelt.

Er hat in seiner Lauf-Literatur eine ganz eigene Prosaform entwickelt. Ein Sprachlauf durch die Realität, eine physisch-psychisch forcierte Wirklichkeits-erfahrung, die zwischen Detailrealismus und phantastischen Wahrnehmungen oszilliert, *snapshots*, mit denen beschrieben wird, was neben der Straße liegt. Texte, die beständig das Zufällige in sich aufnehmen, von der körperlichen Anstrengung bestimmt sind, vom Sehen, dabei das Fühlen, das Atmen und das Atemlose spürbar machen, in einem Wechsel von Gehetztsein und meditativer Betrachtung. Und dem Lauf entspricht eine Sprache, die allUnebenheiten, Stolperstellen überträgt.

Und dann der Ultramarathon, 85 Kilometer, in Kanada, Nanisivik, durch das Packeis: »Die Straße senkte sich in langen Mäandern, Schroffen tauchten auf, umgeben von Nebel. Weiter weg lag ein See, zersprungen in Packeisschollen. Sonne, Wind, helle Gerüche jagten die Gallopade mit hinunter. Ich sang Einzelteile einer Fuge, eines Kanons, begrüßte meine Tochter, die wieder in der Hüfte saß, und wollte weinen, was, weil das Kind, Kontrolle der Verzückung, da war, nicht gelang.«

Eine Flucht vor dem Alltag in den rauschhaften Bewußtseinszustand freigesetzter Endorphine, ein Entkommen aus den bedrückenden häuslichen Verhältnissen, der Geldnot, der Enge der Wohnung, den Sorgen um die autistische Tochter, all den gesellschaftlichen Zwängen, dem Nützlichkeitsdenken, Laufen und Schreiben mit dem utopischen Ziel umfassender Welterfahrung.

Herburger vereint die beiden Urformen des Erzählens, wie Benjamin sie bestimmt hat, das Seemannsgarn, die abenteuerliche Ferne der Seefahrer, mit den Geschichten aus dem beständigen, landschaftlich gebundenen bäuerlichen Leben. Einerseits seine Allgäuer Kindheit, seine Kenntnis der Pflanzen, Blumen, der Personen und Gewerke der Kleinstadt, der Bauern und Knechte, andererseits London, Rom, Istanbul, Marrakesch oder Moskau. Es ist ein wahrhaft weltläufiges Erzählen.

»Inzwischen wurde Trunkenbolden in der Sowjetrepublik Estland der Anfangsbuchstabe ›O‹ gleich Opasnost (Gefahr) auf die Autonummer gestempelt, was den Moskauer Innenminister zu einem besorgten Leserbrief in der ›Literaturnaja Gaseta‹ veranlaßte, er habe seit Jahren für einen Urlaub in Estland gespart, aber sein Nummernschild der Nomenklatura beginne auch mit einer Null.

Bei uns blieben Kuhfladen auf den Wiesen liegen, weil den Milchrindern ein Mittel gegen Fadenwürmer verfüttert worden war. Deswegen ließen sich Schmeißfliegen, Falter und Käfer nicht mehr auf den Mist zur Zersetzung nieder.«

Zuweilen greift er aus, läßt Ernährungswissenschaftler, Biologen, Physiker zu Wort kommen, wie den italienischen Astrophysiker Alessandro De Angelis, der die Regentropfenfrage geklärt hat. »Das mathematische Fazit hieß: Wer zügig

ausschreitet (3 m/sek), wird nur um zehn Prozent nasser als jemand, der mit Weltrekordgeschwindigkeit (10 m/sek) durch den Regen rennt. Die Anstrengung lohnt sich nicht.« (»Traum und Bahn«)

Die Naturwissenschaften faszinierten Herburger, er korrespondierte mit Paläontologen, Medizinern und Chemikern, unter denen sich, wie man weiß, viele Dauerläufer finden, er telefonierte, wenn ich ihm glauben darf, mit amerikanischen und deutschen Nobelpreisträgern, mit Manfred Eigen und Konrad Lorenz. Er griff gern zum Telefon, er war, wenn er nicht las, lief oder schrieb, ein fast manischer Telefonierer

Er lief durch die Geröllwüste Marokkos, lief über den Brenner, lief durch die untergehende DDR, die er, der Kommunist, nochmals im einstigen Glanz der Hoffnung auf eine befreite, von Phantasie überschäumende Gesellschaft beschrieb, die durch Kleinmut und bürokratische Geronten verhindert worden war.

»Ein älterer Läufer sagte, als wir weiter hetzten, ›alles Tunke‹, und es entwickelte sich, als auf einer sanften Steigung mit genügend Dauer aus den Schläfenlappen körperautonome Kokaine rannen, ein Gespräch.

Er, behauptete der apokryphe Renner, lebe im Sommer von Stachelbeerverkauf aus dem Garten seiner Datscha (datscha, russ.). Jeder Konsumladen bezahle für ein Kilogramm privater Beeren vier Mark und verkaufe sie wieder für zwei Mark, ein betriebswirtschaftlicher Irrsinn, den der sozialistische Staat auffange, so daß im Grunde nicht einmal geerntet werden müsse, sondern es genüge, nur zu kaufen, dann sich in der Schlange anzustellen, um als Kleingärtner die Früchte wieder zu verkaufen.

Frage: Ob die staatlichen Organe davon wüßten?

Antwort: Na klar.

Was tun?

Weitermachen.«

Die wunderbar welthaltigen Laufbücher wurden von dem kleinen Kreis der Herburger-Leser verfolgt und geliebt, fanden aber nicht das große Publikum. Er, der kein anderes Einkommen als das Schreiben hatte – ich zähle einundfünfzig Einzelveröffentlichungen –, war beständig in Geldnöten. Die Miete. Die laufenden Kosten. Frau und Kind. Kein Geld, kein Geld. Er lieb. Und brachte, nach Jahren, plötzlich Geld, das man längst vergessen hatte, zurück.

Er versank in Schwermut, schrieb Gedichte, durch die er wieder zum Leben kam, oder umgekehrt, er kam zum Leben und schrieb Gedichte, die später, nach dem Luchterhand Verlag, der kleine engagierte A1 Verlag publizierte, der wiederum

angesichts von Herburgers Produktivität an seine Grenzen geriet. Herburger rief an, und die Gespräche konnten eine Stunde oder länger dauern. Später habe ich, klingelte das Telefon nachts, noch gab es kein Display, manchmal nicht abgehoben. Das konnte nur er sein. Jetzt würde ich gern mit ihm reden. Sein mäandern-des, Welt und Zeiten durchlaufendes Erzählen, vom Teilchenbeschleuniger in Genf, von schwarzen Löchern in fernen Galaxien, von Filmen, Opern, Büchern, vom Dalai Lama, kuriose Geschichten aus dem Literaturbetrieb, über Martin Walser, Günter Grass, Uwe Johnson, die er aus den Anfängen ihres und seines Schreibens und Veröffentlichens kannte, und damit auch all ihre Eitelkeiten, ihre Ticks, ihre Liebschaften, die er witzig pointiert skizzierte, sich selbst und seine Schwächen nicht schonend. Auch das Lästern kann eine Kunst sein. Seine Berichte aus der Längstvergangenheit, Besuche bei Hermann Hesse oder Alain Robbe-Grillet, mir fiel gegen zwei Uhr nachts vor Müdigkeit fast der Telefonhörer aus der Hand, ich wurde aber wieder munter, als er bei dem Wüstenbesuch eines marokkanischen Magiers und Dichters, dessen Namen ich vergessen habe, anlangte, der ihm ein durch Rückenlage narkotisiertes Huhn auf den Schoß legte und ihm bedeutete, stillzusitzen und zuzuhören, bis das Huhn ein Ei lege. Das Huhn legte kein Ei, darum habe er dann auch nicht die Auflösung des Welträtsels zu hören bekommen. Er erzählte, und zwischendurch hörte ich ihn trinken, manchmal legte er den Hörer beiseite. Stille, eine lange Stille, dann redete er weiter. Ein Träumer, ein Anarchist und doch Mitglied der Kommunistischen Partei, in der er wirkungsvoll irritierend die obligaten Themen mit kühnen politischen Projekten aufmischte, um die Arbeiter für ein selbstbestimmtes Leben in einer vom Kapital befreiten, lustvollen Gesellschaft zu gewinnen. Man kann das in seinen Essays nachlesen, aber auch in »Traum und Bahn«, der Traum von einem befreiten Leben. In dem Band »Die Liebe« hat er seine Fotos mit kurzen Texten unterlegt. Der Marathonlauf in Marokko. Das Foto zeigt auf einem gelbbraunen Wüstenweg eine Frau an zwei Krücken, darunter der Herburger-Text: »Daniela Zahmetbach, vor vielen Jahren bei einem Autounfall verunglückt, trotzdem aber aus einem der Dörfer unterwegs, braucht für jede Strecke die doppelte Zeit, sich zwischen ihren Krücken hin- und herschwingend. Manchmal eilt eine Frau aus einem der Dörfer, die Daniela durchquert, ihr entgegen und küßt ihre Hände.«

Herburger hatte durch seine beeinträchtigte Tochter einen Blick für die Beschädigten, Verletzten, Beladenen und fand doch – »hin- und herschwingend« – die Hoffnung auf Gelingen. Der Beinkranken »werden die Hände geküßt«. Das sind die Wegrandutopien, das Wunderbare sichtbar beschrieben.

Er war, auch wegen der inzwischen erwachsenen Tochter, von München zurück nach Isny, in seine Heimatstadt, gezogen und von dort wieder nach Berlin. Wir

hatten uns Jahre nicht gesehen, nicht gesprochen, nicht geschrieben. Das lag nicht an einer Verstimmung oder gar an einem Zerwürfnis, er war einfach weitergewandert, verschwunden wie die Sonne und wieder aufgetaucht.

Herburger, mit einer Betonung auf dem *Her* und einem melodisch abfallenden, deutlichen *burger*, so vertraut wie gestern, meldete er sich am Telefon, erzählte sogleich von Berlin, das so rein gar nichts mehr mit dem West-Berlin der sechziger, siebziger Jahre zu tun hatte, mit all den Typen, die sich damals dem Wehrdienst entziehen wollten, unangepaßte junge Menschen, auch war die Stadt billig gewesen, das Essen, die Mieten, wenn auch der Ofen im Zimmer mit Briketts befeuert werden mußte. Das war die Zeit, in der er sich in einer schwarzen Plastikjacke vor dem *schlüpferroten* Lincoln im Volkspark fotografieren ließ. Jetzt war Berlin gut für die Tochter, die einen bestimmten Weg inzwischen allein gehen und dann mit der S-Bahn fahren konnte. Schreiben wolle er nun über Tiere. Ihm gefielen die sprechenden Ochsen in dem Roman »Morenga«, und er wollte Tiere zum Sprechen und Singen bringen. Was ihm dann auch tatsächlich in dem Roman »Wildnis, singend« (2016) wunderbarerweise, im ursprünglich magischen Sinn, gelang, zwar kommt es nicht zum verbalen Gespräch zwischen Mensch und Tier, das sind vor allem Schweine und Kühe, aber zu einem verständnisvollen Miteinander, das nicht auf Drangsalierung und Ausbeutung beruht. Ein utopisch poetischer Roman, der das Quechua der Anden ins Allgäu bringt. Er freue sich auf ein Treffen, sagte er und lachte. Wir verabredeten uns am Savignyplatz, Bücherbogen, wollten dann zum »Zwiebelfisch« gehen, wo die Letzten der großen Zeit saßen, schweigend, lange grauzottelige Haare, Jeansjacken, ihre Gauloises Mélange Original rauchten und immer noch auf das Vorbeikommen von Beckett oder Frank Zappa warteten.

Ich stand am Savignyplatz und ging schließlich zum »Zwiebelfisch«, falls wir uns mißverstanden hatten, ging wieder zurück zum Savignyplatz. Ja, er war unzuverlässig. Manchmal sagte er Lesungen kurz vor Beginn ab, gab den verzweifelten Buchhändlern keine weitere Erklärung für sein Fernbleiben oder sagte nur: Ich KANN nicht kommen. Wieso oder warum er nicht konnte, mochte man ihn nicht fragen.

Ich wartete eine Stunde. Und nochmals zwanzig Minuten. Bin dann gegangen. Am nächsten Tag, kurz bevor ich nach München zurückfuhr, rief er an und gab doch eine Erklärung für sein Fernbleiben, die Katze sei ihm ausgekommen und er sei ihr über die Dächer nachgestiegen. Das war, glaube ich, keine erfundene Entschuldigung, keine Übertreibung, sondern genauso wird es gewesen sein, daß er aus Dachluken kroch, sich über gefährlich bröckelnde Mauerreste vortastete, die Katze, die sich verstiegen hatte, griff, endlich mit ihr unter dem Arm wieder in die Wohnküche zurückstieg, während ich am Savignyplatz wartete.

Günter Herburger starb zusammen mit seiner Tochter in Berlin, zwei Wochen nach dem Tod seiner Frau Rosemarie, am 3. Mai 2018 im Alter von 86 Jahren bei einem Unfall.

Wo die Seelen sind
(...)
Wohin sie gehen,
wissen wir nicht.
Vielleicht leuchten sie
nach einem Jahrtausend
wie Sternschnuppen auf
oder sie haben sich
erschöpft eingerollt
und noch mehr verringert,
bis sie zu Puder wurden,
den Wind,
der von der Sonne kommt,
aufhebt und mit sich nimmt.

(Aus: »Sturm und Stille«, Gedichte, 1993)